

ETHNOLOGIE

# Für einen nüchternen Humanismus

Michel Dormal

In seinem neuen Buch will Christoph Antweiler erkunden, was den Menschen gemeinsam ist. Manches lieb gewonnene kulturrelativistische Legende wird dabei vom Sockel gestoßen.

Ungeachtet des neuen Museums für moderne Kunst steht Luxemburgs weltweit bekanntestes Kunstprojekt immer noch in Clervaux wo die von Edward Steichen konzipierte Fotoausstellung „The Family of Man“ ihre dauerhafte Bleibe gefunden hat. Weniger bekannt ist, dass diese Ausstellung in der Ethnologie, die sich, vereinfacht gesagt, mit der Vielfalt und inneren Organisation von Kulturen beschäftigt, Anlass eines bis heute andauernden Streits war. Der französische Philosoph Roland Barthes kritisierte daran bereits Ende der Fünfzigerjahre, dass der Versuch, die Menschheit als natürliche Einheit, eben als Familie darzustellen, der Ideologie verfallende. Die Ausstellung, so Barthes, betone zuerst die Unterschiede, um diese dann auf magische Weise wieder auf eine gemeinsame „condition humaine“ zu reduzieren. Anstelle von Gesellschaft trete die unveränderliche Natur, Arbeit oder Tod würden als allgemeine Menschheitserfahrung gefeiert und so zugleich in ihrer durchaus veränderlichen historischen Form verschleiert.

Er nannte dies „Adamismus“: letztlich würden Gott und ursprüngliche Schöpfung wieder als Garant des Gemeinsamen bemüht.

Mit Christoph Antweiler hat sich nun ein bekennender Atheist daran gemacht, der humanistischen Grundidee hinter Steichens Ausstellung eine kulturwissenschaftliche Ehrenrettung zukommen zu lassen. Der Autor, ehemals Professor für Ethnologie an der Universität Trier und mittlerweile Leiter der Südostasienabteilung der Uni Bonn, will in seinem neuen Buch „Heimat Mensch“ beschreiben, was, so der Untertitel, „uns alle verbindet“. Damit wendet er sich gegen den Mainstream in seinem Fach wie auch in der Öffentlichkeit, wo traditionell vor allem kulturelle Unterschiede hervorgehoben werden. Egal ob in ab- oder aufwertender Absicht: das gängige Verständnis des Kulturrelativismus suggeriert, dass einzelne Kulturen in abgeschlossenen Welten leben und Werte, Ideen und Sitten nicht über Kulturen hinweg vergleichbar oder auch nur nachvollziehbar sind. Höchstens im Sinne der beliebten Metapher des Mosaiks, als bunte Vielfalt einzelner Stücke, kann dabei auf Multi-Kulti-Festen ein jeder „seine“ Kultur präsentieren.

Gegen diese Sicht will Antweiler eine interkulturelle, universalistische Perspektive stark machen. Er sucht dabei, anders als die religiös angehauchte „Family of Man“, weniger nach einer Einheit, die sich hinter den Erscheinungen verbergen soll, gar in der Schöpfung, sondern nach dem Gemeinsamen in der Vielfalt selbst. Seine These lautet, dass gerade in den kulturellen Praktiken, vermittelt derer wir als Menschen unsere im einzelnen so unterschiedliche Lebenswelt errichten, selbst eine bemerkenswert einheitliche Struktur steckt, die nicht auf eine gemeinsame Biologie reduziert werden kann.

**Antweiler wendet sich gegen den Mainstream, wo traditionell vor allem kulturelle Unterschiede hervorgehoben werden.**

Es geht also um so genannte „Universalien“; vor drei Jahren erschien dazu vom gleichen Autor bereits ein umfangreicher fachwissenschaftlicher Band („Was ist den Menschen gemeinsam?“). Das nun vorliegende Buch will das Thema einem breiteren Publikum

näher bringen. Dazu entfaltet der Autor in zahlreichen Beispielen, die mal der eigenen Feldforschung, mal der Literatur entnommen sind, eine Art Dialektik von Einheit und Vielfalt in der Kultur. Die anschaulich geschriebenen Kapitel, die so unterschiedliche Fragen wie Sexualtabus, Initiationsrituale, Kunst, Sport, Spiel oder Sprache behandeln, führen leicht verständlich in die Problematik ein.

Manche lieb gewonnene Legende wird dabei vom Sockel gestoßen. So widerlegt der Autor ausführlich die sogenannte Sapir-Whorf-Hypothese, der zufolge ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Sprache und Welterfahrung bestehe. Eine besonders populäre Variante dieser These, die weithin kolportiert wird, ist die Behauptung, Eskimos hätten zwischen 20 und 200 verschiedene Wörter für Schnee. Eine andere Version besagt, die Hopi-Indianer hätten ein zyklisches Zeitkonzept und verfügten nicht einmal über die Begriffe, lineare Zeit in unserem Sinne auch nur auszudrücken. Beide Behauptungen sind, wie Antweiler aufzeigt, nachweislich falsch. Dass sich diese Legenden dennoch so hartnäckig halten, habe wohl mit einem verbreiteten Bedürfnis nach Ethno-Kitsch und Exotisierung der vermeintlichen „edlen Wilden“ zu

FOTO: FLICKR



Initiationsriten jenseits der Stammesgesellschaft:  
Diplomverleihung in den USA.

tun. Allein schon wegen der Dekonstruktion solcher Mythen ist dem Buch Verbreitung zu wünschen.

Überzeugend gelungen ist auch das Kapitel zu Ritualen. Der Autor vergleicht hier traditionelle „rites de passage“, die etwa einen Jungen zum Mann machen sollen und oft mit Schmerzen verbunden sind, mit Ritualen an deutschen Hochschulen. Tatsächlich erinnert die Universität in manchem an eine Imitation so genannter Stammesgemeinschaft, inklusive Stathierarchien, Geheimwissen und Einweihungsritualen. Betriebe ein australischer „Aborigine“ Feldforschung in Deutschland, so erschiene ihm der Brauch des Habilitationsvortrags, durch den Forscher in den kleinen Kreis der Eminenzen aufgenommen werden, zwar einerseits merkwürdig. Andererseits würde er ihn aber wohl intuitiv verstehen und sich schmerzlich an die Beschneidungszeremonie im „Outback“ erinnern fühlen. Alles menschliche Handeln, so die Quintessenz, ist mehr oder weniger rituell strukturiert. Jede Kultur kennt solche Inszenierungen - sogenannte soziale Dramen -, in denen Brüche, Abschlüsse und Eingliederungen symbolisiert werden. Dass das konkrete Ritual gegenüber dem Einzelnen dabei auch eine erhebliche

Zumutung darstellt, wird zugleich recht deutlich geschildert.

Nicht alle Beispiele sind so plausibel. Denn man müsste verschiedene Arten von Universalien genauer unterscheiden - Differenzierungen, die in Antweilers wissenschaftlichem Standardwerk noch vorgenommen wurden. Zum einen gibt es Universalien, die allen Menschen als solchen gemeinsam sind, wie etwa Grundausdrücke emotionaler Mimik. Das wird aber oft trivial, sobald man fragt, was in der Interaktion und den Verhältnissen der Menschen untereinander bestimmend ist. Interessanter ist die zweite Variante: kulturelle Universalien im engeren Sinne, das heißt tatsächlich Erlerntes, gesellschaftlich konstruiertes, das sich aber überall ähnlich findet. Auch hier wäre zu unterscheiden zwischen kulturellen Praktiken der Einzelnen und Phänomenen, die zwar in jeder Kultur auftauchen, aber keineswegs auch von allen Mitgliedern geteilt werden. So mag man zwar, wie Antweiler aufzeigt, überall ähnliche Schönheitsideale finden. Trotzdem steht es jedem empirisch offen, diese jeweils zu übernehmen oder ganz anders zu bewerten. Gerade wenn Kultur kein Gefängnis des Geistes ist, wäre doch anzunehmen, dass es eher die Formen

als die Inhalte sind, die universal sind und dass der Einzelne immer Möglichkeiten hat, kulturelle Vorgaben zu überschreiten. Dabei ist letzteres wahrscheinlich sogar der Normalfall, da Kultur weder homogen noch geschichtslos ist.

Leider bleibt das Buch hier manchmal unpräzise, redet allzu oft von „den Kulturen“, nicht aber davon, dass auch kulturintern Bedeutungen umkämpft sind. Diese Schwäche mag der populärwissenschaftlichen Vereinfachung geschuldet sein, oder der Überzeugung des Autors, dass jener Aspekt von den Fachkollegen bereits sattsam behandelt werde. Es ist aber nur schwer einzusehen, inwiefern die Allgegenwart hierarchischer Sitzordnungen oder die Tatsache, dass es im Iran mit der Scharia konforme Barbies gibt, für ein universalistisches Anliegen von Bedeutung sein soll, das die individuellen Menschen im Blick hat und nicht nur die Kultur als abstrakten Begriff. Hier hält sich der Autor wohlweislich aus all jenen Kontroversen heraus, die er doch zugleich im Hinterkopf zu haben scheint, wenn er am Schluss festhält, dass er die „Diskussionen um Menschenrechte“ voranzubringen hofft. Denn Menschenrechte gehören Menschen, nicht „Kulturen“. Wenn uns nicht nur die

Biologie gemeinsam ist, in dem Sinne, dass wir alle zu Glück und Leid befähigte Körper sind, sondern auch ein wesentlicher Teil der kulturellen Infrastruktur: liegt es dann nicht nahe, nach dem Ort einer gemeinsamen Vernunft zu fragen? Wäre dann nicht zu vermuten, dass wir diskursive Grundlagen finden können, um Maßstäbe interkultureller Kritik zu entwickeln, anhand derer nicht zuletzt auch jeder einzelne sich gegen die Zumutungen „seiner“ Kultur emanzipieren kann?

Solche Fragen markieren den Horizont der Ethnologie als Fach und zumal einer Populärwissenschaft, die dem Leser keine Philosophie oder Gesellschaftstheorie zumuten möchte. Doch die Lektüre des flott geschriebenen Büchleins mag anregen, über das universalistische Potenzial von Kultur nachzudenken, ohne der Homogenität das Wort zu reden.

Christoph Antweiler - Heimat Mensch.  
Was uns alle verbindet. Murmann Verlag,  
269 Seiten.